

Die Hungersnoth in Kleinasien.

Die Halbinsel Kleinasien, von der Natur aufs Reichste ausgestattet, von drei Seiten von vielbefahrenen Meeren bespült, zum großen Theil unter einem milden Himmel gelegen, hat trotz alledem eine traurige Geschichte hinter sich. Alle Frühsommer entzündete Zeiten reichen aber noch nicht an die traurigen Folgen, welche die Türkenherrschaft für jene Landschaft gebracht hat. „Wo das Ross des Türkenhintertritt, wachst kein Gras mehr“, jagte früher das Sprichwort. Das letztere ist eine sehr bedeutende Stern von Wahrheit erfüllt, lehrt die stonamische Lage aller der Länder, welche das Unglück haben, der Herrschaft des Padiſchah in Stambul unterworfen zu sein. Mehr als andere Theile des Osmanenreiches hat aber Kleinasien unter dieser Herrschaft zu leiden gehabt. Hier wurde und wird das Auswüchsbild, in welchem allen eigentlich die türkische Regierungslust besteht, am reichlichsten geübt, da gerade ein Dampfbretzen auswärts die Mächte am wenigsten zu fürchten ist. Es ist natürlich, daß gerade in Kleinasien, welche durch ein solches Jahrhundert lang fortgesetztes System verkommen, und deren Einwohner um jede Arbeitsfreudigkeit und Fähigkeit zur Selbsthilfe gebracht sind, eine öffentliche Calamität, wie z. B. eine Hungersnoth, die denbar schlimmsten Folgen haben muß. Dies bestätigt sich eben jetzt an Kleinasien, von dessen 2200 M. Weilen gegenwärtig etwa 8000 von einer solchen Heimsuchung betroffen sind. Eine Miserte und ein ungeborenes Fremder Winter haben das Unglück verbeigeführt. Das türkische Steuerwesen hat natürlich den Eingeborenen jedes Annehmen von Vorräthen selbst wenn es ihnen möglich war, längst verleidet, da das Gesammelte schließlich doch nur dem Steuereinzahler in die Straßen geriet. Den größten Theil aus der letzten Ernte haben die Abgaben verschlungen, und so standen die armen Leute, als der fürchterliche Feind nahte, hilf- und waffenlos da. Bereits sind aus etwa 10,000 Personen Hungers gestorben, und die Ueberlebenden nähren sich von Wurzeln, Baumrinde, Gras und Thierleichen; Verbrechen, der Verzwehmung entpinnen, sind an der Tagesordnung, und alle dem sehen die türkischen Behörden mit fatalistischer Ruhe zu; „Allah's Willen geschehe; sollen die Hände am Leben bleiben, so wird er sie schon zu retten wissen.“ Anterspann ist es nun zu beobachten, zu welchen Anstaltungen die kleinasienische Regierung einem Theile der englischen Presse Anlaß giebt. England war bekanntlich bis in die neueste Zeit hinein der einzige Beschützer und Vorkämpfer der Türkei. Es wurde dabei von Frankreich secundirt; aber seit 1870 ist die Politik der Westmächte im Orient nicht mehr die maßgebende und wird es auch nicht mehr werden, so lange das Freundschaftsbündnis zwischen den drei nordlichen Großmächten besteht. Diese aber haben die Praxis, die Türkei künstlich am Leben erhalten zu wollen, bekanntlich bei Seite gelegt, und ihr gemeinsames Bestreben geht nur dahin, den Zerstückelungsproceß im Orient in möglichst ruhige Bahnen zu lenken. Es scheint nun, als ob die öffentliche Meinung in England, da man sich für die Orientpolitik doch nicht festhalten vermag, sich mit dem neuen Stande der Dinge anzuföhren suche. Ein Theil der englischen Presse redet sich in die Erbitterung gegen die Türken hinein. „Es ist“, ruft die „Saturday Review“, „empörend, wenn man bedenkt, zu welchem Zwecken die unglücklichen türkischen Provinzen systematisch ausgeplündert werden. Keiglich damit die höheren türkischen Beamten ein Wohlleben führen und der Sultan feinhafte Balläste, ein Harem und Banerischauffen halten kann. Eben jetzt, wo in Kleinasien die Menschen massenhaft dahinstirben, nachdem sie die letzte Handvoll Gras aus der Erde gerannt und den letzten Hundecadaver verzehrt haben, eben jetzt ist in Constantinopel ein neuer Palast für den Sultan entstanden, dessen Warmtreppen einen Gegenstand gerechtem Bemunde-

lung für alle Fremden bilden. Thöricht war es verschweigen zu wollen, daß unsere Schwäche für die Türkei in nicht allzu langer Zeit aus der Mode kommen wird. Finanzielle und politische Klugheiten haben uns veranlaßt, zu wünschen, daß die Türken leben, wo sie sind, ob sie nun gut oder schlecht regieren. Das haben diese unglücklicher Weise gemerkt, und so gehen sie, da es ihnen mehr zutrifft, vor, schlecht zu regieren. Die Engländer, denken sie, werden schon dafür sorgen, daß Constantinopel unter bleibt, und keine russische Stabwird, und außerdem haben die Engländer und Andere ein finanzielles Interesse und zu unterhalten. Wir haben von ihnen Millionen gehört und verschleubt. Wir haben Zahlung können sie nur rechnen, wenn unser Reich erhalten bleibt. Daher müssen wir zu einem Ende, zu einer neuen Orientpolitik gelangen, und diese Politik kann nicht darin bestehen, daß wir die türkische Miswirtschaft noch aufrecht zu erhalten suchen.“ Diese Erörterungen verdienen gewiß Beachtung. Es tritt in ihnen die beginnende Annäherung Englands, oder wenigstens der öffentlichen Meinung in England an die Orientpolitik der Ostmächte deutlich zu Tage. Der „frante Mann“ verliert seine Ängste und Freunde einen nach den anderen.

Spanien.

In Folge der Niederlage bei Vacar am 3. Decbr. soll den Offizieren, welche sich bei Wehr des Ueberfalls ausgezeichnet haben, die entsprechende Belohnung zu Theil werden, ebenso den Mannschaften des Regimentes Nr. 12, einzigen Compagnien des Reg. Nr. 4 und Ingenieurbatallionen, dasjenige, der Commandant des Regimentes Valencia vor ein Kriegsgericht gestellt und eine Untersuchung eingeleitet werden, um die Officiere und Soldaten zu ermitteln, welche für den Ueberfall verantwortlich sind.

America.

Das Repräsentantenhaus zu Washington hat den Tempemännern ein Zugeständnis gemacht und durch ein neues Gesetz die Abgabe von Branntwein in außerordentlichem Maße erhöht. Ferner hat der Congress die Zölle auf Zucker und Erbsen bis zu 25 Procent des Wertes erhöht. Die Besteuerung wichtiger Nahrungs- und Genussmittel wird keinesfalls dazu beitragen, die abnehmende Auswanderung nach den Vereinigten Staaten wieder zu beleben, denn die neuen Finanzgesetze des Congresses wirken auf die ganze Union ein, während die zur Auswanderung anmuthigsten Momente, wie z. B. die neu entdeckten Goldminen in Californien doch nur von localer Bedeutung sind.

In Montevideo ist kürzlich, wie der Telegraph bereits meldete, eine neue Revolution ausgebrochen, welche von wahrhaft entsetzlichen Vorgängen begleitet war. Ein Bericht der „Times“ geht davon folgende Darstellung:

Am 1. Jan. sollte die Wahl eines Magistratsmittels vorgenommen werden, und zwar wie gewöhnlich öffentlich, unter dem Vorort der Kathedrale. Die beiden Hauptpartei, Colorado's und Blanco's, hatte je einen Candidaten aufgestellt. Alles ging ziemlich ruhig von statten, als Oberst Velaz, ein Colorado, anfangs, über einen gewissen Hilar Castellanos von der Oppositionspartei zu schimpfen und seinen Revolver auf denselben abfeuerte. Letzterer erwiderte den Schuß, und nachdem Jeder zwei Schüsse abgefeuert hatte, stürzte ein jüngerer Bruder von Castellanos herbei und schob Velaz in die Schenkel. Er wurde unterdiliglich hinweggetragen. Da es fürchterlich regnete, veranlaßte der Präsident die Wahl bis zum Sonntag den 10. d. Die ganze Woche bis dahin schimpften die die verschiedenen Parteien repräsentierenden Betrüger aufeinander und stießen Drohungen aus. Placate wurden an den Straßen angehängen, und es war wohl bekannt, daß beide Parteien, auf das Schlimmste vorbereitet, zur Wahl gehen würden. Am Sonntag Mittags begann die Verhandlung am nämlichen Orte. Anfangs ging alles ruhig, bis plötzlich von der Kathedrale ein Schuß aus einem Carabiner den Präsidenten der Wahl tot niederstredte. Das war das Signal. Jeder Revolver wurde gezogen; die Colorado's

feuert auf die Blanco's und die Blanco's auf die Colorado's. Das Schießen dauerte nahezu drei Viertelstunden. Der ganze Platz war ein wahres Blut- und Schlachtfeld. Einmündige Mädchen wurden gefesselt, die Leute schickten nach allen Richtungen hin. Frauen freilich - kurz, es war ein regelmäßiger Ausbruch einer Revolution. In der Kathedrale fand unterdessen eine Messe statt, und viele der Kämpfer führten in die Kirche, wo sich ein regelmäßiger Kampf entspann. Die Stufen und das Portal der Kathedrale waren in Blut getränkt; allemal lagen Verwundete. Auf dem Platze waren verschiedene politische Parteien unter den großen Häuptern aufgestellt, und mehrere im Regimente Soldaten haben auf einander ab. Gegenüber der Kathedrale befindet sich das Gefängnis und von dessen Dache feuerte die Regierungspartei auf ihre Gegner auf dem Dache der Kathedrale. Der englische Club, der sich an einer Ecke des Platzes befindet, wurde von dem Blanco's beschossen. Die Verwundeten wurden in das Hospital getragen und von vier englischen Doctoren behandelt. Der Club war von oben bis unten ein Blutpfad. Zwei kleine Kanonen die draußen standen, wurden wie Hunde niedergebroschen. Gegen 2 Uhr wurden die Regierungstruppen requirirt, um den Platz zu säubern, und bei dieser Gelegenheit feuerten sie auf eine Menge unzufriedener Leute. Es war scharflich zu sehen, wie die Männer sich gegenseitig mit Messern zu Tode gingen. Beim Abgange des Tages waren 22 Tode ermittelt.

Bermisgtes.

[Schlußabschnitten.] Kurz nach Ausbruch des deutsch-französischen Krieges - so erzählt das „Est. Journal.“ - wurde ein Premier-Regent, der auf den Epitaphen-Göden vermundet worden war, in der Gasse, Johann, der Vorort von Saarbrücken, in ein Privat-Haus gebracht, wo er längere Zeit von einer jungen Berlinerin, welche sich der freiwilligen Krankenpflege angegeschlossen hatte, mit Aufopferung gepflegt wurde. Als der junge Mann nach zweimonatlicher Krankenlager wieder dienstfähig hergestellt worden war, wurde er den Belagerungstruppen von Velfort angeteilt. Bei seiner Abreise nach dem Fronte wurde er für sein Bild das seiner Pleggerin mitgeben. In der Woche nachher wurde er in den Landchen von Velfort von einer Stiefkugel getroffen und wiederum schwer verwundet auf das Gut eines Hrn. von Forton gebracht, wo er nach zwei Wochen seiner Verwundung erlag. Wahrlich ist es, daß der Verdorben während seines Krankenlagers auch häufig seiner Pleggerin gedankt und hierbei ihr Bild betrachtet hat - nach seiner Abreise man dieß Bild unter die Kopfkissen des jungen Officiers. Hr. von Forton legte die Photographie in sein Schreibpult. Nach beendigten Kriege kehrte der Sohn des Hrn. von Forton, der in der französischen Armee diente, zu seinen Eltern zurück, wo er bei einer Gelegenheit das Bild sah, welches einen tiefen Eindruck auf ihn machte, den die folgenden zwei Jahre, die er als Offizier in einer Garnison am Fuße der Pyrenäen zubringen mußte, nicht verbergen konnten. Suerals zu seinen Eltern zurückgekehrt, gestand der schwärmerische junge Mann seinem Vater, daß er das junge Mädchen, dessen Bild er auf seiner Brust trug, kennen lernen möchte, um wenn es noch frei, ihm Herz und Hand anzuwenden. Jenes Bild trug auf der Rückseite die Adresse eines Berliner Photographen. Der junge Mann suchte denselben auf und ermittelte von ihm die Adresse seines Vaters. Er war nicht wenig erstaunt, als eines Tages ein ihr ganz fremder junger Mann in ihre mehr als behagliche Wohnung trat, der in einem fremdländischen Dialekt zuerst ein Entschuldigung bot, dann aber sans facons die Ursache seines Erscheinens auseinandersetzte und nach echter Franzosenart ihr Herz und Hand anbot. A. deren Vater vor Kurzem verstorben und die mit ihrer Mutter unter sehr dürftigen Umständen von ihrer Schwägerin lebte, gab, wenn auch nicht sofort, umfomehr der Vermuthung sein Gehör, als das junge Mädchen einnehmendes Wesen auch bei ihr für ihn sprach. Vor wenigen Tagen ist A. Bl. mit ihrer Mutter zu einer Verwandten des Hauses Forton nach Straßburg gereist, wo binnen Kurzem die Hochzeit der beiden jungen Leute stattfinden wird.

Personenposten.

Abgang von Halle nach Luerfurt (Hofleben bis Wiehe) 3 Uhr 15 Min. 12 1/2 Uhr Nachts (Hofleben); Ankunft in Halle von Luerfurt. 12 1/2 Uhr Abg., 4 Uhr Abg. Abgang von Halle nach Salzmann (Posthaltereiwagen) 6 Uhr 15 Min. 3 1/2 Uhr Abg.; Ankunft in Halle von Salzmann: 10 Uhr 15 Min. 6 1/2 Uhr Abg.

Wer ist schuldig?

Erzählung von Friedrich Friedrich. (Fortsetzung.)

„Gut, ich werde Wendel verhaften“, erwiderte Heinrich rasch. „Der Verdacht gegen ihn ist hinreichend begründet. Es würde mir sehr thun an dem jungen Mann, wenn er sich durch Verleumdung und Nachsicht zu einer solchen That hätte hinreißen lassen.“ „Sie glauben doch nicht an seine Schuld?“ warf Sander ein. „Seine Schuld oder Unschuld muß sich ja bald herausstellen“, gab Heinrich ausweichend zur Antwort. „Ich lenne ihn nicht hinreichend, um ihn genau berechnen zu können.“ Heinrich gab zwei Polizeibeamten den Auftrag, ihn zu folgen und bezag sich hinaus vor das Thor. Als er an der Fabrik vorüberging, hörte er, daß der feuerfeste Gefäßschrank aus den Trümmern hervorgezogen sei und daß die in ihm enthaltenen Geschäftsbücher noch unversehrt seien. Er nahm sich indes wohl Zeit, Toni zu beglücken, noch auf den Fabrikhof selbst zu treten. Ohne Jögern ging er zu dem kleinen Hause, in welchem Wendel wohnte. Er traf den jungen Arbeiter in dem kleinen vor dem Hause befindlichen Garten beschäftigt an. Wendel war zwar überrascht, als er plötzlich den Polizeicommissar an sich herantreten sah, allein kein Zug seines Gesichtes verrieth Erstaunen. „Kommen Sie mit mir in das Haus“, sprach Heinrich. - Wendel folgte ihm schweigend und willig. Sie traten in die kleine Stube. Heinrich warf einen flüchtigen Blick durch dieselbe, die Sauberkeit und Ordnung machte einen wohlthuenden Eindruck auf ihn. „Wohnen Sie allein?“ fragte er. Wendel erwiderte ihm, daß seine Schwester bei ihm wohne und die kleine Wirtschaft besorge. „Sie haben auf der Fabrik der Herren Loppin gearbeitet?“ forschte Heinrich weiter. „Ja.“ „Wie lange?“ „Von Anfang an bis vor wenigen Tagen.“ „Waren Sie schon auf der Fabrik, als dieselbe noch in dem Besitze Urdan's war?“ „Ja.“ „Wie lange?“ „Ungeduldig zwei Jahre.“ Wendel gab diese Antworten ruhig, kurz, er blickte dabei Heinrich offen ins Auge. „Sie gehörten mit zu denen, welche Abführung der Arbeits-

zeit verlangten und die Arbeit niederlegten, als die Forderung nicht gewährt wurde?“ fragte Heinrich. „Ja wohl.“ „Sie haben Ihre Kameraden aufgefordert, ebenso zu handeln wie Sie?“ „Auch das habe ich gethan!“ „Ist die Idee zuerst in Ihrem Kopfe entstanden?“ Wendel schweig einen Augenblick. „Nein“, entgegnete er dann. „Wer hat Sie dazu überredet?“ „Der selbige Geschäftsführer auf der Fabrik, Sineff. Ich hatte ihn zufällig in einer Restauration kennen gelernt.“ „Weshalb haben Sie auf's Neue die Fabrik verlassen?“ „Ich bin entlassen worden.“ „Weshalb?“ Wendel erzählte den Streit, den er mit Sineff gehabt, er erzählte, wodurch derselbe hervorgerufen war, auch wie wenig ehrenhaft Sineff an seiner Schwester gehandelt hatte. „Sie haben sich dann noch einmal an Herrn Loppin gewandt?“ „Es war mir Unrecht geschehen, ich verlangte, daß meine Arbeit untersucht und geprüft werde.“ „Wie ist dies geschehen?“ „Herr Loppin schlug es mir ab.“ „Dann sind Sie fertig gegen ihn geworden?“ „Ja, ich war erbittert, daß mein Verlangen, welches ich für durchaus gerechtfertigt hielt, abgelehnt wurde. Ich mußte, daß meine Arbeit keinen Adel verdiente, deshalb wollte ich denselben nicht geduldig hinnehmen, zumal von Sineff, der nur aus Gefälligkeit so gegen mich handelte.“ „Haben Sie dies Herrn Loppin nicht mitgetheilt?“ „Ich habe ihm alles erzählt, wie ich es Ihnen jetzt mitgetheilt habe.“ „Weshalb suchte Herr Loppin für die Ablehnung Ihres Verlangens an?“ „Er sagte, daß er Sineff's Anordnungen aufrecht erhalten müßte, da derselbe Geschäftsführer sei und daß er demselben nicht zutraue, mir Unrecht gethan zu haben.“ „Sie haben eine Drohung gegen Herrn Loppin ausgesprochen?“ Wendel schweig einen Augenblick, als ob er nachsinne. „Ich habe keine Drohung ausgesprochen“, erwiderte er dann mit Bestimmtheit. Er war im Stande, Heinrich bei diesen Worten offen in das Auge zu blicken. „Bestimmen Sie sich genau, Herr Loppin beschaupet es.“ „Dann spricht Herr Loppin die Unwahrheit.“ „Wo waren Sie während der Nacht, in welcher die Fabrik abbrannte?“

„Bis neun Uhr Abends blieb ich zu Hause, dann ging ich nach dem Local, in welchem der Ball stattfand.“ „Sie gehörten ja nicht mehr zu den Arbeitern.“ „Ich habe an dem Balle auch nicht Theil genommen, nur die Neugierde trieb mich dorthin. Ich hatte so viel davon sprechen hören und wollte mich davon überzeugen, wie es dort zugeht. Ich that es auch, um meiner Schwester, der ich gern das Vergnügen gönnt hätte, davon erzählen zu können.“ „Wann kehrten Sie zurück?“ „Ich weiß es nicht genau; es wird gegen zwölf Uhr gewesen sein.“ „Beklagen Sie sich direct hierher?“ „Nein.“ „Wohin gingen Sie?“ „Ich trank erst noch ein Glas Bier.“ „Wo?“ „In dem Biertrüffel.“ „Sie sind ungefähr um zwölf Uhr in der Nähe der Fabrik gesehen worden.“ „Das ist möglich.“ „Wie kamen Sie dorthin? Was hatten Sie dort zu schaffen?“ fragte Heinrich. „Mein Weg führte mich dort vorüber.“ „Ihr Weg nach dem Biertrüffel?“ „Ja, ich kehrte nicht auf dem Wege durch die Stadt zurück, sondern wählte den an dem Hause hindurchführenden Weg. Derselbe führt zuletzt dicht hinter der Fabrik durch.“ „Es ist auffallend, daß Sie den weiteren Weg einschlügen.“ „Ich halte den Weg am Flüsse hin sogar für kürzer, allein ich wählte ihn nicht aus dem Grunde.“ „Aus welchem Grunde denn?“ warf Heinrich ein. Wieder ärgerte Wendel mit der Antwort und sein Blick senkte sich. „Ich wollte allein sein, um ungehört meine Gedanken nachhängen zu können. Daß mir auf diesem Wege vielen Menschen begegnen würden, mußte ich. Ich hatte mich über das Best, welches den Arbeitern gegeben wurde, geärgert; durch eine kleine Thür bemerkte ich, wie lustig Alle waren, an diesem Vergnügen hätte ich auch Theil nehmen können, wenn Sineff nicht so schändlich an mir gehandelt hätte: ich war erbittert auf ihn.“ „Sie kamen auf Rache?“ bemerkte Heinrich. „Ja“, gab Wendel unbesonnen zur Antwort. „Wäre mir Sineff an dem Abende begegnet, ich würde meine Erbitterung an ihm ausgelassen haben.“ „Sie betonen das so offen?“ „Ich habe die Gedanken, welche ich an dem Abende hegte, ja nicht zur Ausführung gebracht.“ (Fortsetzung folgt.)

